

(Nachdruck verboten.)

## 8] Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Sie hat in so kindlichem Ton, ihre Miene war so unschuldig, und er böllig bezaubert. Er ließ sich's nicht merken, brummte etwas Unverständliches und schob sie sachte mit den Ellbogen weg. Dann nahm er die Peitsche und ging zur Schwemme, die Pferde zusammenzuholen, mit denen er auf der Gutweide übernachten sollte.

Die Gutweide lag in einer Niederung vor dem Dorfe, nicht weit vom Kirchhof, der ein längliches Viereck bildete und sich, von einer hohen weißgetünchten Mauer umgeben, ins Feld hineinstreckte. Es war eine Nacht, so lau wie im Sommer; in unbestrittenem Glanz leuchtete der Mond, und die von seinem Licht überflossene Wiese glück einem ruhigen Wasserspiegel. Still weideten die Pferde. Pabel hatte sich in seiner Wächterhütte ausgestreckt, die Arme auf den Boden, das Gesicht auf die Hände gestemmt, und beobachtete seine Schützbesohlen. Die Fuchsstute des Bürgermeisters, die weismähnige, war früher sein Liebling gewesen; seitdem er aber den Sohn des Bürgermeisters hatte, hatte er auch seine Fuchsstute. Sie kam, auf alte Freundschaft bauend, vertraulich daher, beschnupperte ihn und blies ihn an mit ihrem warmen Atem. Ein Fluch, ein derber Faustschlag auf die Nase war der Dank, den ihre Liebföhrung ihr eintrug. Sie wich zurück, mehr verwundert als erschrocken, und Pabel drohte ihr nach. Er hätte alles von der Welt vertilgen mögen, was mit seinem Nebenbuhler in Zusammenhang stand. Das Versprechen der Vinska flöhte ihm kein Vertrauen ein; es war viel zu rasch gegeben worden, viel zu sehr in der Weise, in der man ein ungestümes Kind beschwichtigt.

Sie will kein Geschrei, kein Aufsehen; sie tut ja seit einiger Zeit so ehrbar, hat ihr früheres übermütiges Wesen, ihre Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Leute abgelegt. Die Angst und Hast, mit der sie ausgerufen hatte: „Es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Ruchthaus,“ klang dem Pabel noch im Ohr. Er meinte, das Blatt an seiner Brust brenne; er griff danach und zerkrümmte es in der geballten Faust. Was brauchte sie ihm aber auch zu schreiben, die Mutter? hatte sie noch nicht Schande genug über ihn gebracht? Sie stand zwischen ihm und allen anderen Menschen; zwischen ihm und die Vinska, die so viel bei ihm galt, sollte sie ihm nicht treten. . . . In seinem tiefsten Innern glaubte, ja wußte er: seine Mutter hat das nicht getan, dessen man sie beschuldigt, und dennoch trieb ihn ein dunkler Instinkt, sich selbst zu überreden: es kann wohl sein. . . . Und aus dem schwankenden Zweifel wuchs ein fester Entschluß hervor: „Ich will nichts mehr mit ihr zu tun haben.“ Ihren Brief zerriß er in Fetzen. Auf dem letzten, den er in der Hand behielt, waren noch die Worte zu lesen: „Deine Mutter, die ärmste auf der Welt. . . .“ „Das bist Du,“ mußte er doch etwas wehmütig berührt zugestehen, „das bist Du von jeher gewesen. . . .“ Ihre große Gestalt tauchte vor ihm auf in ihrem Ernst, in ihrer Schweißsamkeit. Abends erliegend unter der Last der Arbeit, der Not, der Mißhandlung, am Morgen wieder rastlos am Werke. Er sah sich als Kind an ihrer Seite, von ihrem Beispiel angeeifert, schon fast so still und so vertraut mit der Mühsal wie sie. Er erinnerte sich mancher derber Zurechtweisung, die er durch seine Mutter erfahren, und keiner einzigen Neuerung ihrer Zärtlichkeit. . . . vieler jedoch ihrer stummen Fürsorge, ganz besonders der alltäglich vorgenommenen ungleichen Teilung des Brotes. Ein großes Stück für jedes Kind, ein kleines für sie selbst. . . .

Pabel begann die Fetzen des Briefes zusammenzulegen, legte sie aufeinander und betrachtete das Päckchen, ungewiß, was er damit anfangen sollte. Endlich trug er's zum Friedhof und begrub es dort zu den Füßen der Mauer, unter den überhängenden Zweigen einer Traueresche.

In seine Hütte zurückgekehrt, legte er sich hin und schlief ein, und träumte von dem schönen Gemde, das Vinska für ihn genäht, und das eine große Frau mit verhülltem Antlitz, in dunkle Sträflingsgewänder gekleidet, ihm streitig zu

machen suchte. Das Bild dieser Frau verfolgte ihn fortan; und wenn er in mondhellten Nächten nur eine Weile unverwandt nach dem Friedhof blickte, ballte es sich zusammen aus Nebel und Dunst und glitt an der schimmernden Mauer vorbei. Pabel starrte die Erscheinung mit tiefem Grauen an und dachte: „Meine Mutter ist vermutlich gestorben und „meldet“ sich bei mir.“

Der Vinska erzählte er von diesem Erlebnis nichts, hätte auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Sie war unfreundlich mit ihm, guckte immer nach seinen Händen, wenn er heimkam, sagte spitz: „Schön Dank für die Federn!“ — und ging ihm übrigens schmolgend aus dem Wege. — Er sah wohl ein, das würde nicht anders werden, bevor er ihr den Willen getan, und so bequeme er sich zu Erfüllung ihres kindischen Wunsches, die ihm eine leichte Sache schien. Seit Miladas Abreise stand die Pforte des Schloßgartens wieder offen von früh bis abends, und der alte Pfar stielte unzählige Male im Tag an ihr vorbei.

Er hatte in der Tat nur Reste seines sommerlichen Federschmucks übrig behalten, drei Prachteremplare an lächerlich langen, von Nachwuchs noch unbedeckten Kielen. Eines Tages lauerte Pabel ihm auf, und als er ihn kommen sah, schlich er ihm nach in den Garten. Rängs eines schmalen Weges, den Bäume und Büsche gegen das Haus deckten, schritt der Vogel gemächlich hin und pickte aus purer Lust hier und da ein Insekt vom Boden auf. Plötzlich mußte er, so leise Pabel auch auftrat, dessen Schritte vernommen haben; denn er blieb stehen, reckte den Kopf seinem Nachfolger zu, wie fragend: Was willst Du von mir? — Wirft gleich sehen, dachte der Bursche, und als Meister Pfar ein schnelleres Tempo einschlug, machte Pabel ein paar Sätze, glitt aus und fiel nieder, verlor aber die Geistesgegenwart nicht, sondern streckte die Hand aus und entriß mit festem, glücklichem Griff dem Vogel auf einmal seine letzte Bier. Der stieß ein rauhes Alarmgeschrei hervor, machte kehrt, schnellte halb fliegend, halb springend empor, und ehe der nach am Boden Liegende sich besann, saß ihm das zornige Tier im Nacken und hackte mit dem harten, scharfen Schnabel auf seinen Kopf, seine Schläfen los. Es tat weh, kam dem Pabel jedoch sehr komisch vor, daß ein Vogel sich in einen Kampf mit ihm einließ. Er lachte — wohl etwas krampfhaft — und machte eine heftige Anstrengung, das Tier abzuschütteln. Aber es krallte sich mit unheimlicher Stärke fester, spreizte die Flügel, hielt sich im Gleichgewicht, und immerfort kreischend, streckte es den kleinen Kopf weit vor, die Augen seines Feindes suchend und bedräuend. . . .

Da wurde diesem angst. . . . Mit beiden Händen griff er nach dem langen blauen Hals, dessen Gefieder sich unter seinen Fingern sträubte, und drehte ihn zusammen, wie zu einem Knoten. Das Tier gab noch einen schrillen, verzweifelungsvollen Laut und glitt über Pabels Schulter zur Erde, wo es auf dem Rücken mit zusammengezogenen zuckenden Füßen liegen blieb. Ob tot, hatte der Sieger nicht mehr Zeit, sich zu überzeugen. Er sah aus dem Schlosse Leute herbei kommen, raffte die Federn vom Gras auf und war wie der Blitz aus dem Garten. Draußen auf der Straße mähierte er seine Eile, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Das Herz pochte ihm heftig, und er dachte an den Lärm, den es im Schlosse bei der Auffindung der zappelnden Pfaubenbestie absetzen würde. An der Spitze der Schar, die auf deren Geschrei nach dem Kampfsplatz geeilt war, meinte er, die Frau Baronin erkannt zu haben.

Eine Weile ging Pabel unbehelligt seines Weges und hoffte schon, dem Verdacht und der Gefahr entronnen zu sein, als die Ausruf: „Galgenstrick, schlechter Dab!“ an sein Ohr schlug und ihn eines anderen belehrten. Hinter ihm her waren, wie er sich durch einen raschen Blick überzeugte, der schwächliche, rundrückige Gärtner und zwei alte Arbeiter. „Greif aus, elendes Krüppelvolk!“ höhnte Pabel und schoß vorwärts im leichten wegverschlingenden Lauf.

Er hatte einen guten Vorsprung vor seinen Verfolgern; und mit jeder Sekunde wurde ein noch viel besserer daraus. An dem Aufsehen, das er erregte, lag ihm jetzt nichts mehr, sondern nur daran, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Glühend, mit funkeln den Augen flürmte er in die Hütte. Winkla stand allein im Plur und errötete vor Freude, als Pabel ihr die Federn hürreichte. Bei seinen hastig herbor- gestohlenen Worten: „Versted siel versted Dich!“ erschrak sie jedoch sehr und fragte: „Was gibt's mit ihnen? Ich mag sie gleich nicht, wenn's was mit ihnen gibt.“ Er drang ihr das gestohlene Gut auf, schob sie in die Stube und trat selbst zum Eingang der Hütte zurück, wo er sich an den Türpfosten lehnte, die Arme kreuzte und trotzigen Mutes die Gäscher er- wartete.

Der Anführer derselben war so aufgereggt, daß er nur abgebrochen seine Befehle erteilen konnte: „Pact ihn! pact den Gund! Ins Schloß mit ihm!“ rief er seinen Begleitern zu, zweien preßhaften und friedfertigen Menschen, die sich einander ansahen und dann ihn und dann wieder einander — Paden? war das ihr Sache? Sie hielten sich für verdienstvolle Gärtnergehilfen, weil sie zum Rechen griffen und mit ihm auf den Wegen herumspazierten, sobald sie die Schloßfrau er- blickten. Den Rest des Tages lagen sie im Grofe, tranken Schnaps und rauchten zuweilen; meistens jedoch schliefen sie.

Dem Pabel wäre es nur ein Spiel und zugleich ein wahres Genügen gewesen, die Guardia anzurennen und zu Boden zu schlagen; aber um Winklas willen und ihrer Angst vor einem Skandal verzichtete er auf diese Ergötlichkeit und ließ sich ruhig beim Fragen nehmen, was die beiden Alten jaghaft und ohne innere Ueberzeugung taten. Indessen wuchs ihnen der Ramm bei der Widerstandslosigkeit, mit der Pabel sich in sein Schicksal ergab, und ein großer Stolz erwachte in ihnen, als sie den wilden Ruben, dem sie sonst von weitem auswichen, als Gefangenen durch das Dorf führten. Der Gärtner, der Zeter und Mordio schrie, bildete die Nachhut, und die Straßenjugend lief mit. „Was hat er getan?“ fragten die Leute. Er soll etwas erwürgt haben. . . Was? weiß vorläufig niemand; aber das weiß man: Der kommt ins Zuchthaus wie die Mutter, der stirbt am Galgen wie der Vater; Häuse erhoben sich drohend, Steine flogen und schlugen, aber Worte, schlimmer als Steine, trafen ihr Ziel. Pabel blickte fest umher, und das Bewußtsein un- anselöchlichen Hasses gegen seine Nebenmenschen labte und stärkte sein Herz.

Gelassen trat er in den Schloßhof und wurde sogleich ins Haus und in ein ebenerdiges Zimmer mit vergitterten Fenstern gebracht, dessen Tür man hinter ihm absperrete,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Gemeinde-Älte.

Von N. Konopnika.

Hier Wundert sich der Herr Rat, daß es so gut von statten geht, und läßt wieder eine Pause eintreten. Es tut ihm förmlich leid, daß eine so kleine Anzahl von Hörern ihm lauscht. Eine solche Rede, auf einer großen Versammlung vorgebracht, könnte ihm einen Namen machen. Er blickt von oben herab in die Runde und schließt folgendermaßen:

„Ja so, meine Herren! Die Gemeinde nimmt sich ihrer an, indem sie die kluge Berechnung mit den Wallungen des Herzens versöhnt, spricht sie: dieser Greis, dieser Dürstige, jener Krüppel können nicht mehr von der Arbeit ihrer Hände leben, ja, sie können vielleicht überhaupt nicht mehr arbeiten. Sie haben keine Familie, die sie ernähren könnte, oder sie haben eine, aber die ist arm, und der Ertrag ihrer Arbeit reicht kaum aus, um sie selber vor Hunger zu schützen. Sollen wir etwa zulassen, daß sie als herabgekommene, ekeleregende Bettler umherstreichen? Niemals!“

Er schüttelt energisch das Haupt und sagt mit erhobener Stimme:

„Amtsdiener, führe den Kandidaten herein!“  
Der Amtsdiener durchmisst mit breiten Schritten den Saal und verschwindet hinter einer Tür, die zu einem kleinen Kämmer- lein führt. Dieses Kämmerlein dient zuweilen auch als vorüber- gehender Arrest. Unter den Versammelten wird halblautes Flüßtern vernehmbar, während der Rat mit erhobener Hand stehen bleibt, um nicht aus der rednerischen Pose zu kommen. Eine kleine Weile vergeht. Plötzlich zeigt sich an der Seitentür zuerst ein Kopf, der auf einem ausgezogenen, dünnen Halse hin und her wankt, dann nach vorn gekrümmte Knie, dann Füße, die in trümmerhaftem Schuhwerk stecken, dann zitternde und steifgewordene Hände, die sich an der Türrinne zu beiden Seiten klammern, um den Weinen über die Schwelle zu helfen, endlich ein bogenförmig gekrümmter Rücken. Es ist dies Kunz Wunderli, der alte Lastträger, den alle kennen.

Das Geflüster im Saale wird lauter.

„Das ist der Kandidat? . . . Du barmherziger Gott, was ist das für ein Kandidat? Wer wird diesen Leichnam zu sich nehmen wollen? Was für einen Nutzen kann man von dem haben? Was für eine Aushilfe? Na, na! Interessant, wieviel die Gemeinde zu zahlen gedenkt, daß einer diesen Moder zu sich nimmt. Da ist ja lauter Haut und Knochen. Nichts als Haut und Knochen.“

Die Unzufriedenheit steigt. Manche langen nach den Rücken und entfernen sich von dem Geländer.

Aber der Herr Rat achtet des Geflüsters nicht, und kaum hat sich Kunz Wunderli an der Tür gezeigt, als er seine Rede fort- setzt und so schließt:

„Ja so, meine Herren! Unsere schönen Gesetze haben aus unserm Lande die Bettelei vertilgt und dafür die Barmherzigkeit eingeführt. Es gibt keine Verlassenen mehr! Es gibt keine Un- glücklichen mehr! Die Gemeinde ist ihnen eine Mutter, eine Er- nährerin. Da ist ein Greis, unfähig zu arbeiten. Wer von Ihnen, meine Herren, will ihn zu sich nehmen? Mehr als einen Nutzen kann man noch von ihm haben. Die Gemeinde verlangt nicht, daß ihre Mitglieder das umsonst tun. Die Gemeinde ist bereit, gemäß ihren Gesetzen, zur Erhaltung dieses Greises beizutragen. Kandidat, treten Sie näher. Meine Herren, bitte, sehen Sie sich den Kandi- daten an!“

Er neigte das Haupt, zog das seidene Taschentuch und trocknete sich die Stirn. Er schwitzte sehr, denn im Saale wurde es heiß.

Inzwischen hat Kunz Wunderli, von hinten leicht durch den Amtsdiener gepufft, sich durch die Tür gedrängt und steht nun an der Schwelle. Jetzt fällt das volle Tageslicht durch das auf die weite Weite geöffnete Fenster auf seine geknickte und herab- gekommene Gestalt. So steht er eine Weile, indem er den alten Filzhut in der Hand zernüßt, und seine mageren Knie zittern immer mehr. Er ist bewegt. Plötzlich richtet er sich auf, erhebt den Kopf und blüht lächelnd auf die Umgebung. Er lächelt unternehmend, fast münter. Kunz Wunderli weiß nicht, wer sein Herr sein wird. Er lächelt daher allen zu und zwinkert lustig mit den Augen. Diese Augen sind kalt, starr und vergärrt. Aber der alte Kunz bemüht sich, ihnen einen schalkhaften, fast leichtfertigen Ausdruck zu geben. Wenn das eine Auge ermattet und in seiner dunklen Höhle starr, reglos stehen bleibt, so zwinkert er mit dem andern, als wenn er sagen wollte:

„Ich bin noch kräftig, ach, und wie kräftig! Ich werde mein Brot nicht umsonst essen, werde arbeiten, bin jeglicher Arbeit ge- wachsen. Werde Wasser bringen, und Holz spalten, und Kartoffeln schälen, und die Stube fegen . . . Hab' noch viel Kraft in mir, sehr viel Kraft . . . ol!“

Und während er so seine Augen anstrengt, zittert sein Kopf immer stärker, die Augen werden stier und füllen sich mit großen Tränen, die Hände suchen eine Stütze. Nur die schmalen, ein- gefallenen Lippen lächeln, sogar während zwei schwere, kalte Tränen langsam über die geschrumpften, zernüßten Waden hinablaufen.

Der eine und der andere unter dem Publikum fängt an, ihn näher zu betrachten. In der Tat, der Alte sieht noch ganz gut aus. Heute morgen hat er sich eben rasiert, der Amtsdiener hat ihm das Messer dazu geliehen. Es liegt im Interesse der Gemeinde, daß solch ein Kandidat so gut und rüstig als möglich aussehe. Sonst könnte sich ein Liebhaber überhaupt nicht finden. Deshalb lieb der Amtsdiener ihm nicht nur sein Rasiermesser, sondern auch noch einen alten Oberrod und blaues Halstuch; beides wird er nach der Feilbietung zurücknehmen. Der alte Kunz weiß das zu schätzen. Er weiß, welche Beweggründe die Gemeinde leiteten, als ihm diese kleine Gefälligkeit erwiesen wurde, und ist vor allen Dingen bemüht, diese schönen Einzelheiten seiner Toilette zur Geltung zu bringen. Aber die Ärmel des Oberrods sind etwas zu lang, der Oberrod im ganzen zu weit, hängt mehr auf ihm, als er ihn bekleidet, und das greßblaue baumwollene Halstuch sieht felsam ab von dem ausgezogenen, von tausend Falten durch- zogenen Halse, den Kunz ausstreckt und bald zurückzieht, da er nicht weiß, in welcher Lage das Tuch sich besser repräsentiert. Er befindet sich eigentlich in einer schwierigen Lage.

Er soll Mitleid erregen, und doch nicht allzu herabgekommen aussehn. Er weiß, daß er hier dasteht im Charakter eines arbeits- unfähigen Greises, aber er weiß auch, daß jeder der Anwesenden auf seine Hände sieht, ob sie zur Arbeit greifen möchten. Die Gemeinde ist barmherzig mit ihm, das ist wahr, aber allzu viel wird sie doch nicht bezahlen wollen. Das weiß er, das weiß er nur zu gut. Man kann ja nicht viel verlangen . . . Verwirrt und gerührt blickt er den Leuten in die Augen und sucht zu er- gründen, was ein jeder denkt; dem Amtsdiener wirft er von der Seite kurze Blicke zu, wie um ihn zu versichern, daß weder das Rasiermesser noch der Rod noch das Tuch vergeblich sein werden.

Die Anwesenden betrachten den Alten und plaudern mit lauter Stimme. Keiner von ihnen hat ein Interesse, allzu große Eile zu bekunden. Sie möchten so bis Mittag sehen, an das Gitter gelehnt, plaudern und eine Tabakspife nehmend, aber der Herr Rat liebt keine zeitraubenden Sitzungen.

„Nun meine Herren!“ ruft er laut, „haben Sie den Kandi- daten betrachtet?“

„Was hat man da zu betrachten?“ antwortet nach kurzem Schweigen der Kesselschmied Kitzling. „Wir sehen ihn ja jeden Tag. Der Alte atmet kaum, wird nichts von der Stelle rühren, keine Last heben . . . Was denkt Ihr, Schwager?“ Wendet er sich an Faustin-Tröndli, „der hat wohl keine achtzig, oder mehr?“

Der Alte hustet. — Zweiundachtzig hat er zurückgelegt, ja, sollte zweiundachtzig. Aber er lächelt mir und schweigt.

„Wie alt seid Ihr, Kunz?“ fragt ihn der Lobi-Mayer, Kunz blinzelt rasch zum Amtsdienner hinüber und sagt: „Bierundsiebzig, lieber Freund, vierundsiebzig.“

„Zeigt doch mal die Zähne, Alter,“ ruft der Gastwirt von Mainau.

Kunz blickt wieder zum Amtsdienner hinüber, öffnet die ausgetrockneten Rippen und zeigt seine noch ganz gesunden Zähne. Das Publitum beginnt zu lachen.

„Kamul!“ ruft jemand, „der kann noch einen Knochen zerlauen.“

„Vor Brot wird er nicht zurückschrecken!“ fügt ein anderer hinzu.

Der Leu-Peter, der Tischlermeister, bückt sich hinüber.

„Hol doch mal mit dem Arm aus, Alter! Vorwärts!“

Wunderli macht einen Schritt nach vorwärts, hebt den Kopf, richtet den Rücken gerade und holt einigemal mit dem Arm aus, wobei die geballte Faust in dem langen Ärmel des ausgeborgten Oberrockes verschwindet. Jedesmal fällt ihm die Hand herunter wie ein abgebrochener Zweig. In den Seltenen kracht es unheimlich.

„Na, was? Fuchstelt gar nicht schlecht!“ ruft jemand von den Bänken.

„Hi . . .“ meint pessimistisch ein zweiter, in dem Bewußtsein, daß die Bemerkung der Galerie für die Interessenten niemals verloren gehen.

„Und wie ist es mit den Weinen?“ fragt wieder der Lobi-Mayer, der offenbar auf Kunz Lust hat. „Marschiere ein wenig, Alter!“

Aber der Alte wird sichtlich verwirrt. Die Weine, das ist ja eben seine schwache Seite. Ah, wenn nicht diese Weine . . . Und sogar nicht so sehr die Weine als die Knie. Beim bloßen Gedanken, sie gerade zu dehnen, fühlt er darin ein Zwickeln. Aber Kunz Wunderli wird die Gemeinde nicht beschämen. Mit der höchsten Anstrengung hebt er das eine Bein und läßt es gleich auf dieselbe Stelle zurücksinken. Nein . . . nein . . . er hat sich geirrt. Das war nicht das richtige. Das war das schlimmere. Hebt also das zweite, läßt es aber noch rascher sinken, mit lautem, schmerzlichem Rischen. Was, zum Teufel? Wieder nicht das richtige? Scheint, das war eben das schwächere Bein . . .

Die Interessenten fürchten die Stürnen und schweigen. Die Galerie, die sich von den Bänken erhoben hatte und näher getreten war, beginnt laut zu lachen.

„Vorwärts, vorwärts!“ rufen sie. „Marschieren, marschieren, Alter!“

Der Herr Rat blickt strenge auf die lachende Galerie, dann wendet er sich an den Alten und ruft mit ungeduldiger Stimme: „Was stehst du? So rühr dich doch von der Stelle!“

Kunz Wunderli lächelt besangen, schmerzlich. Gleich, gleich . . . Natürlich! . . . Was soll er da stehen? Gleich wird er sich aufmachen . . . Sofort . . .

Und plötzlich nimmt er alle Kräfte zusammen, erhebt den Kopf, sperrt die verbläuten Augen weit auf, reckt den Hals wie ein Geier hervor, richtet sich gerade, drückt mit den Händen gegen die Knie und beginnt gegen die Türe zu marschieren.

Der Anblick ist so komisch, daß die ganze Gesellschaft in lautes Lachen ausbricht. Die den Bänken näher Stehenden sinken auf sie nieder und fassen sich bei den Seiten, der Herr Rat verhüllt sich den Mund mit dem Gesetz, daß er in der Hand hält, und der Amtsdienner wendet sich ab und sichert in die Faust hinein. „Gut, gut!“ rufen mehrere Stimmen von den Bänken, „Weiter, weiter!“ antworten andre.

(Fortsetzung folgt.)

## Scheiterhaufen, Rad und Kuhhaut.

Im letzten Jahre der Regierung Friedrichs II., 1786, wurde, ein gewisser Höpner zu Berlin vom „peinlichen Halsgericht“ wegen Brandstiftung zum Tode durch Verbrennen verurteilt und das Urteil wurde von dem „großen König“ unter Ablehnung mehrerer Gnadengesuche bestätigt. Am 15. August 1786 — zwei Tage vor dem Tode des „Philosophen von Sanssouci“ — wurde Höpner in der Lat verbrannt. Wir möchten dieser erbaulichen Mitteilung eine andere hinzufügen. Das „Cottische Morgenblatt für gebildete Stände“ brachte 1813 in seiner Nummer 150 am Schlusse einer Berliner Theaterkorrespondenz die Mitteilung:

„Am 28. Mai wurden die Brandstifter Peter Horst und Louise Delz, er 30, sie 21 Jahre alt, verbrannt. Beide zeigten sich bei Anhörung des Erkenntnisses am Tage vorher und auch bei der Exekution sehr verwegen. Er warf bei dem Einsteigen in den Wagen ein Spiel Karten als sein Gesangbuch, wie er sich ausdrückte, unter das Volk und am Scheiterhaufen ließ seinen Hut in die Höhe. Sie versicherte einem ihr nabestehenden Polizeioffizianten, ihr schlage kein Puls höher als sonst, und sie möchte bloß wissen, ob Horst seine Lustigkeit behielte. Aber auf dem Scheiterhaufen trat bei ihr ein Moment des Entsetzens ein; er schritt rüstig hinan, umarmte sie noch einmal und nahm dann seinen Platz ein. In wenigen Minuten war das Urteil vollzogen.“

Das ist also, wenn das „Morgenblatt“ recht hat, geschehen, während das gute preussische Volk sich im „Fürstenfreiheitskrieg“ in Sachsen und Schlesien gegen Napoleon schlug und sich zu Tausenden opferte. Die Reformära Stein's Gardenberg hatte die Scheiterhaufen nicht beseitigen können.

Noch 1837 wurde in Berlin eine Frau wegen Gattenmordes gerädert, d. h. es wurden ihr mit dem „Drehrad“ erst die Glieder zermetert und ihr dann der Gnadenstoß gegeben. Das Drehrad erscheint in Preußen sogar noch nach 1848. Am 14. Juni 1848 wollte ein Student die von Lucile Leuz, der Varriladenkämpferin, für den Demokratischen Klub gestickte rote — eigentlich schwarz-rot-goldene — Fahne nach einem sicheren Orte bringen. Es war der Tag des Zeughaussturmes, Berlin war in großer Bewegung und der Student — er hieß Friedrichs — stieß in der Landsberger Straße auf eine Varrilade, von der der Ruf ertönte: „Es lebe die Republik!“ Man wollte ihn bewegen, die Fahne auf der Varrilade aufzupflanzen, allein er tat es nicht. Die Fahne wurde ihm von der Polizeibehörde leistenden Würgerwehr abgenommen, aber dem Demokratischen Klub wieder zurückgegeben. Der Student Friedrichs wurde später wegen Hochverrats angeklagt und der Staatsanwalt beantragte gegen ihn die Todesstrafe mit dem Rade von unten auf. Es erfolgte indessen Freisprechung. Dies ist das „von unten auf“ der Reaktion im Gegensatz zu dem von Freiligrath verkündeten „von unten auf“ der Revolution.

Die so grimmig verfolgte Fahne entging indessen den Fängen der Reaktion. Der dies schreibt, sah sie vor etwa dreißig Jahren zu Hamburg in dem Hause eines ausgewiesenen Berliner Sozialisten.

Die Kuhhaut, auf der verurteilte Hochverräter und Majestätsverbrecher zum Nichtplatz geschleift werden sollten, spukte auch noch in neuerer Zeit in der preussischen Justiz umher. Doch wurde sie schon vor der Revolution nicht mehr ernst genommen. Der bekannte Held wurde 1847 wegen eines in seiner „Lokomotive“ enthaltenen Artikels der Majestätsbeleidigung angeklagt. In Corbins „Erinnerungen“ heißt es dazu:

„Als Held das von dem Gericht hörte, nahm er das auf dem Tische liegende Landrecht in die Hand, und da er dasselbe sehr genau kannte, fand er bald den betreffenden Paragraphen und las mit bewegter Stimme laut, daß „solch ein Verbrecher auf einer Kuhhaut zum Nichtplatz geschleift werden solle“ usw. das ganze Gericht lachte, aber trotz aller Heiterkeit wurde Held zu zwei Jahren Festung und Verlust der Nationalkolarde verurteilt.“

Dies geschah zu Magdeburg. Im Dezember 1840 stand zu Königsberg Johann Jacoby vor den Geschworenen, des Hochverrats angeklagt. Wie sein Freund Walebrode mitteilte, freuten sich die Reaktionsäre schon darauf, Jacoby als Hochverräter auf der Kuhhaut zum Nichtplatz geschleift zu sehen. Diese Hoffnungen waren so übertrieben, wie die in gleicher Richtung sich bewegenden Beschränkungen einiger Freunde Jacoby's. Die Kuhhaut anzuwenden hatte man zu jener Zeit auch bei einem Todesurteil nicht mehr gewagt. Indessen gelang es Jacoby, trotzdem die Geschworenen sorgfältig gesichtet waren, durch seine ebenso mutige als geschickte Verteidigung seine Freisprechung zu bewirken.

Scheiterhaufen, Rad und Kuhhaut sind aus der Strafrechtswelt verschwunden. Könnten Junfer und Pfaffen, wie sie wollten, so würden sie von diesen Mitteln zur Verteidigung der Klassenherrschaft so viel nur immer möglich wieder einführen. W. B.

## Ein neuer Fund ältester Skulptur.

Von Dr. Ludwig Reinhardt.

Wenige Kilometer talaufwärts von Le Moustier, dem Fundorte des weitans ältesten bis jetzt entdeckten Menschen aus dem Ende der vorletzten Zwischeneiszeit, findet sich in einem versteckten, mit Eichen bestandenen Seitentälchen des Vézèretales unter einem vorspringenden Felsen eine von einem Trüffelsucher mit seinem Hundchen vor kurzem gefundene Station des vorgeschichtlichen Menschen, die zurzeit von D. Hauzer ausgegraben wird und höchst merkwürdige Funde ergab, von denen im folgenden kurz die Rede sein soll. Dieser einstige Lagerplatz des vorgeschichtlichen Menschen von Fongal war, wie die meisten solcher, nach dem Süden geöffnet und barg ausschließlich Werkzeuge typen des Aurignacien, einer zwischen dem älteren Moustérien und dem jüngeren Solutréen befindlichen Stufe, die nach dem Funden einer Höhle bei Aurignac in Südfrankreich so genannt wurde. Die Aurignacienzeit gehört etwa der Mitte der letzten Zwischeneiszeit an und war durch ein wärmeres Klima als die vorangegangene Moustérienzeit ausgezeichnet. An Stelle der ausgedehnten Tundren oder Moossteppen mit einer kälteliebenden Tierwelt, wie sie für das Moustérien kennzeichnend ist, war damals ein wärmeres Klima mit ausgedehnten Grassteppen durch ganz Mitteleuropa getreten. Diese waren vorzugsweise von Herden des kleinen, eurasiatischen Wildpferdes mit aufgestellter kurzer Mähne und von Büffeln bestedelt. Diese dienten dem damals als Jäger umherziehenden Menschen vorzugsweise als Meute-tiere, während sich im Speisewegwurf seiner einstigen Lagerstätten vereinzelt auch Knochen des Löwen, des Höhlenbären, von Wolf, Fuchs, Hyäne, dann Riesenhirsch, Mammut und wollhaarigem Nashorn finden. Von Menschen dieser Stufe haben sich besonders in Solutré im Rhonethal nördlich von Lyon Skelette

Überreste gefunden. Nach Deen zu urteilen war der Schlag klein, aber nicht mehr so tierisch gebildet wie die Neandertalrasse, wenn auch noch mit etwas vorstehender Schnauze, breiter Nase und leichter Andeutung von Ueberaugenwülsten. Sie gingen nackt bis auf ein Tierfell mit nach innen gelebtem Pelz, das als Wärmehülle diente. Meist lagerten sie im Freien, und nur in der kälteren Jahreszeit suchten sie windgeschützte Stellen unter überhängenden Felsen und in Höhlen auf.

Ihre Hauptwaffen waren die Holzkeule und der kurze Wurfspeer. Die Weiber dagegen waren mit einem Grabitol bewehrt und trugen in Feltafchen einige Messer, Schaber und Priemen aus Feuerstein nebst einigen Knochen Oder zum Härben. Um den Hals trugen die Leute an Tierriemen aufgehängte durchbohrte Muschelschalen, Tierzähne und andere Amulette, die ihnen Glück auf der Jagd bringen sollten. War aber in der Vorzeit Holz und Stein das ausschließliche Werkzeugmaterial gewesen, so hatten sie dazu noch Knochen und Horn in Verwendung gezogen, aus denen sie vorzugsweise an der Basis ganze oder auch eingeschnittene Speerspitzen herstellten. Diese letzteren verschwanden wiederum in der darauf folgenden Solutrinzeit, um solchen ausschließlich aus Feuerstein Platz zu machen. Unter allen altsteinzeitlichen Stufen ist das Aurignacien das Zeitalter der ausgiebigsten Verarbeitung der Ränder der Steinwerkzeuge durch zuerst gröbere und dann feinere Abbläse. Außer den vorhin genannten Typen sind besonders kleine Stieltrager, dann Rundschaber und dicke Stichel charakteristisch. Letztere dienten zweifellos bereits zum Gravieren. Das beweisen allerlei Krigeleien und Umritzzeichnungen, die zum erstenmal aus so alter Zeit in der Station von Fongal gefunden wurden. In der äußeren Hälfte der einstigen Lagerstätte lagen nämlich drei äußerst merkwürdige flache Steine zum Vorschein, die, trotz der starken Verwitterung deutlich erkennbar, mit allerlei vermittelst des Grabstichels aus Feuerstein eingeritzten äußerst rohen Zeichnungen bedeckt waren. Auf dem ersten, der 2,05 Meter tief in einer starken Kohlenmasse gefunden wurde, ist mehr oder weniger deutlich ein antilopenartiger Vierfüßler zu erkennen. Auf den beiden anderen unweit davon gefundenen von über 1 Meter Größe und 120 und 140 Kilogramm Gewicht sind die dargestellten, einander vielfach durchkreuzenden Figuren gar nicht zu entziffern. Das merkwürdigste an diesen beiden ist jedoch, daß sie etwas außerhalb der Mitte durchbohrt sind. Zu welchem Zwecke, ist unerfindlich; doch wird solche mühsame Arbeit irgendwelchen Zauberzweck damit verbunden haben. Was auch immer der Mensch auf so niederer Kulturstufe vornehmen mag, stets hat er irgendwelchen praktischen Zweck im Auge und zwar fast immer Zauber oder Gegenzauber. Für uns scheinbar ganz zwecklose Handlungen haben für ihn große praktische Bedeutung. So müht sich der Primitive ab, um Glück zu seinen Unternehmungen zu erlangen. Zu diesem Zwecke behängt er seinen Hals mit den mannigfaltigsten Amuletten, damit er gewisser Eigenschaften teilhaftig werde; so z. B. mit einem Bärenzahn, um die Stärke dieses Tieres zu erlangen. Die Tiere, die sie erbeuten wollen, stellen sie auch bildlich dar, indem sie sich ihrer so durch Zauber bemächtigen zu können glauben. Und zwar ist der Zauber nach ihrem Glauben um so wirksamer, je naturgetreuer sie ein solches Beutetier darstellen. Zu solchem Zwecke zeichnen sie mit Kohle oder farbigen Erden, wie z. B. Oder oder Manganischwarz, die Tiere, die sie zu jagen wünschen, auf glatte Felswände oder Rindenstücke, später auch auf die Innenwände von Fellen. Solche Zeichnungen konnten uns natürlich nicht erhalten bleiben. Erst als derartige Figuren mit dem Stichel aus Feuerstein in den harten Felsen geritzt wurden, konnten sie auf uns kommen, um uns als Beweise für den Zauber glauben ihrer Verfertiger zu dienen.

Solchem Zwecke haben zweifellos auch diese allerersten für uns nachweisbaren Krigeleien gedient, deren figürliche Darstellung wir kaum zu entziffern vermögen, so primitiv und unbeholfen ist sie. Zeitlich sind sie wohl wenigstens 150 000 Jahre alt und somit sehr viel älter als die ältesten bis dahin bekannten Umritzzeichnungen von Tieren, deren früheste dem ausgehenden Solutrin, die weitaus meisten jedoch dem Magdalénien, also der frühen Nachsteinzeit, angehören. Gegenüber diesen stümperhaften ersten Versuchen sind diese letzteren vielfach wahre Musterleistungen gut beobachteter und naturgetreu wiedergegebener Tierdarstellung. Ja, im ausgehenden Magdalénien vor rund 20 000 Jahren hat sich die „Höhlenkunst“ der vorgeschichtlichen Eiszeitjäger zu förmlichen Gemälden erhoben, indem nicht bloß Umritzzeichnungen, sondern eigentliche Malereien (in Oderrot, Manganischwarz und einer Mischung beider als Braun) von Tieren, besonders Büffeln und Pferden, gegeben wurden.

## Kleines feuilleton.

Die königliche Bibliothek in Berlin. In der Aprilnummer der „Preussischen Jahrbücher“ nimmt der Generaldirektor der königlichen Bibliothek — sie ist vor 250 Jahren gegründet —, der bekannte liberale Theologe Professor Adolf Harnack, das Wort, um neben einigen technischen Fragen u. a. auch das Resultat einer am 13. Dezember des vorigen Jahres vorgenommenen Zählung mitzuteilen. Mit Stolz berichtet er, daß die Zählung so vorzüglich organisiert war, daß dazu — ohne Betriebsstörung — kaum drei

Stunden gebraucht wurden. Ohne Frage eine beachtenswerte Leistung auf dem Gebiete der — Zähltechnik! Wenn sich doch dieser Ehrgeiz einmal der Richtung ergehen würde, aus dieser rein mechanischen Wüchsaufbewahrungsstelle ein modernes Bildungsinstitut zu machen! An Vorbildern fehlt es doch wirklich nicht. Professor Harnack spricht davon, daß auch „wir“ von den jüngeren amerikanischen Bibliothekern gelernt haben. Mag sein, soweit es auf technische Einrichtungen Bezug hat, was aber die kulturelle Seite der Frage betrifft, so lernt man nicht nur nicht von jenen großen Instituten, die dem amerikanischen Volke ständig neue intellektuelle und auch materielle Werte schaffen, nein! — man ignoriert in weltfremder Gelehrsamkeit alle offen zutage liegenden Erfolge, die man in England und Amerika in den freien öffentlichen Bibliotheken erreicht hat.

Noch immer haben unsere „Staatsmänner“ nicht eingesehen, daß der Fortschritt der Menschheit weniger von der Föhrung einzelner Uebermenschlichen als von der gemeinsamen Mitarbeit aller tätigen Volksgenossen abhängt.

Darum hat das Lob Harnacks, daß Deutschland die meisten großen wissenschaftlichen Bibliotheken besäße — übrigens nicht etwa eine Folge einer hohen Allgemeinbildung, sondern verursacht durch die in Deutschland von jeher herrschende Staatenzersplitterung — einen recht eigentümlichen Beigeschmack.

Abgesehen von der bekannten Tatsache, daß die kgl. Bibliothek schon an und für sich auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Interessenten künstlich beschränkt ist, hatte man im Gegensatz zu der amerikanischen Methode, die mit allen Mitteln das Interesse weiter Volksschichten zu wecken und die Benutzung der Bücher zu erleichtern sucht, noch eine Ausleihgebühr von 5 M. per Jahr eingeführt. Wie diese gewirkt hat, dafür führt der Bibliothekschef keine Zahlen an! Er konstatiert nur, daß sich die Einführung „glatt“ vollzogen hätte. Ja, glaubte er, man würde ihm die Fenster scheiben einwerfen?

Insgesamt sind 1 391 966 Bände — die deutsche Musiksammlung der königlichen Bibliothek mit 155 811 Bänden eingerechnet — vorhanden. Schon aus ihrem Bestand können wir ihr Wesen erkennen. Da sind vorherrschend: Geschichte (und Geographie) 251 409 Bände, Theologie 132 440 Bände, Allgemeines und Literaturgeschichte 112 454, Rechts- und Staatswissenschaften 112 685 Bände, Neuere Sprachen und Literaturen 126 388 Bände; während die Naturwissenschaften nur mit 53 211 Bänden und die Medizin mit 66 364 Bänden vertreten sind! — In der Handbibliothek und sonst im Betrieb sind 52 237 Bände, 400 000 Bücher wurden ausgeliehen, etwa 1300 Bücher täglich. Im Lesesaal wurden zirka 300 000 Bücher benutzt, täglich 1000; weiter wurden durch die Post mehr als 32 000 Bücher versandt. Verwaltet werden die zirka 1 400 000 Bücher durch 170 Beamte.

Gegenüber der ungeheuren Bücherproduktion sind die in Deutschland für den Bücherankauf ausgelegten Summen etwa um die Hälfte zu klein. Das trifft auch für die kgl. Bibliothek in Berlin zu, obgleich sie von allen in Preußen erscheinenden Werken ein Pflichtexemplar erhält. Zwar hält das Herr Harnack nicht für einen Schaden, weil das „Gedruckte“ heute eine viel geringere Bedeutung als früher hätte. Das mag vor allem richtig sein für die in der kgl. Bibliothek besonders kultivierte theologische Literatur. In bezug auf Sozialpolitik und Volkswirtschaft ist so manche Gewerkschaftsbibliothek diesem Musterinstitut überlegen. Bücher über unsere Wirtschaft, die sich eines Weltrufes erfreuen, wird man in der kgl. Bibliothek vergeblich suchen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Bibliotheksverhältnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Alle Bücheransammlungen sind hier jedermann zugänglich! Alle Berufe und alle Schichten der Bevölkerung versteht man heranzuziehen. In den amerikanischen Bibliotheken haben auch die Kinder, die heranwachsende Generation freien Zutritt. Die besten Räume sind für sie als Lesesäle eingerichtet. Hier erzieht man den künftigen Staatsbürger nicht wie in Preußen-Deutschland etwa dadurch, daß man alle Bildungs- und Aufklarungsbestrebungen ängstlich von ihm fernhält. Man hat dort erkannt, was eine intellektuell hochstehende Arbeiterbevölkerung für die Nation bedeutet.

Bei uns ist die Tätigkeit der Bibliothekare eine rein mechanische; man versucht nicht tiefer auf den Leser einzuwirken, ja man kommt gar nicht mal an die große Masse der Bevölkerung heran. In Amerika errichtet man — d. h. die Kommune, die eine Staatsunterstützung erhält — ein Reg. von Zweiganstalten, Ausleih- und Bestellstationen. Die Kataloge enthalten orientierende Erläuterungen. Durch Vermittlung der Lehrer werden Klassenbibliotheken eingerichtet. Ausstellungen, Vorträge mit Lichtbildern, Märchenabende für Kinder und dergl. werden eingerichtet. Man kommt nicht nur dem Geschmack des einfachsten Publikums entgegen, sondern sucht auch ihr Lesebedürfnis von den bloßen Unterhaltungsschriften auf die belehrende Literatur hinüberzuleiten.

Die Zahl dieser Bibliotheken wird auf 10 000, die Zahl der Bände auf 54 Millionen geschätzt. In dem Staate Massachusetts gibt es keine Stadtgemeinde ohne öffentliche Bibliothek.

Und in dem Lande der Dichter und Denker sind die Mehrzahl der Bibliotheken weiten Volksschichten nicht einmal zugänglich, geschweige daß man versucht, auf das Les- und Bildungsbedürfnis anregend zu wirken. Die politische und gewerkschaftliche Organisation des Klassenbewußten Proletariats hat wie für so viele andere Aufgaben auch für dessen geistige Bedürfnisse aufzukommen.